

Thomas Martin Schneider

Helmut Schmidt

Zwischen Johann Sebastian Bach und Max Weber

Helmut Heinrich Waldemar Schmidt war einer der angesehensten deutschen Politiker der Nachkriegszeit – über die Parteigrenzen hinweg und auch international. Auch nach seinem Ausscheiden aus der Politik blieb er, nunmehr als Herausgeber der »Zeit«, bis ins hohe Lebensalter eine moralische Instanz. Weniger bekannt sind Schmidts enge Verbundenheit mit dem Christentum und seine lebenslange Beschäftigung mit Religion [vgl. aber Hering, Gebote].

Der am 23. Dezember 1918, also unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, in Hamburg geborene und aufgewachsene Sohn eines Lehrerehepaars wurde traditionell volkskirchlich sozialisiert. Am 3. August 1919 wurde er in der (2008 abgerissenen) Heiligengeistkirche getauft, am 11. März 1934 in St. Gertrud konfirmiert. Im Konfirmandenunterricht des späteren Tübinger Theologieprofessors Walter Uhsadel lernte Schmidt, wie er später schrieb, »die wichtigsten Glaubensinhalte« kennen, wobei ihm vieles »ziemlich fremd« geblieben sei, mit einer Ausnahme: »Das wunderbare Vaterunser habe ich mit innerer Überzeugung gesprochen« [Schmidt, Religion, 14]. Nach eigenem Bekunden war er seit seiner Jugend »stark eingenommen« gegen die nationalsozialistischen »Deutschen Christen (DC)«, da er »eher im Sinne einer etwas konservativeren Auffassung groß geworden« sei [Schmidt, Christ, 14], womit Schmidt – zu Recht – auf die oft übersehenen modernen Züge der DC hinwies. Gemeinsam mit seiner späteren Ehefrau Hannelore (Loki) Glaser besuchte Schmidt die reformpädagogische Lichtwarkschule, an der er 1937 das Abitur bestand. Eine Lehrerin der beiden war Erna Stahl, die zum Umfeld der Hamburger Weißen Rose gehörte und deswegen inhaftiert wurde. Stahl unterrichtete das Fach Kulturkunde, eine Kombination der Fächer Deutsch, Geschichte und Religion. Nach dem Abitur leistete Schmidt seinen Wehrdienst ab und war dann sogleich Soldat, zuletzt als Oberleutnant. Den für eine Offizierslaufbahn nötigen Ariernachweis erhielt er nur, weil es ihm gelang, seinen jüdischen Großvater zu verheimlichen. Angesichts der bevorstehenden Kriegsniederlage fand Schmidt, so erinnerte er sich noch Jahrzehnte später, »im russischen Schlamm [...] zum ersten Mal einen wirklichen Zugang zum Christentum«. Ein junger Theologe habe ihn u.a. mit dem Satz

beruhigen können: »Vergessen Sie nicht, es geschieht nichts ohne Gottes Willen.« [Schmidt, Religion, 14] Als die Eheleute Schmidt im Sommer 1942 heirateten, entschieden sie sich bewusst für eine kirchliche Trauung; Loki Schmidt ließ sich extra noch taufen. Helmut Schmidt betonte verschiedentlich, dass seine Frau und er ihre »Hoffnung auf die moralische Kraft der Kirche« setzten, »die nach dem erwarteten bösen Ende in Deutschland wieder eine anständige Gesellschaft herstellen würde« - eine Hoffnung, die er später als »allzu idealistisch und auch naiv« charakterisierte [ebd., 17].

Nach dem Krieg studierte Schmidt in Hamburg Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaft und erlangte 1949 sein Diplom. Anschließend war er in der Hamburger Behörde für Wirtschaft und Verkehr tätig. Seit 1946 SPD-Mitglied, bekleidete er ab 1953 verschiedene hohe politische Ämter. Er war u. a. Bundestagsabgeordneter, Hamburger Innensenator - als solcher machte er sich während der Sturmflut 1962 einen Namen als Krisenmanager -, Fraktionsvorsitzender im Bundestag, Bundesverteidigungs- und -finanzminister. Nach dem Rücktritt Willy Brandts war er von 1974 bis 1982 der fünfte Bundeskanzler. Bei den Bundestagswahlen 1976 und 1980 setzte er sich gegen Helmut Kohl und Franz-Josef Strauß durch. Nachdem der Koalitionspartner FDP wegen wirtschaftspolitischer Differenzen die Regierung verlassen und sich den Unionsparteien zugewandt hatte, unterlag Schmidt 1982 bei einem konstruktiven Misstrauensvotum gegen Kohl. Gleichzeitig verlor er in seiner eigenen Partei die Unterstützung für seine Sicherheitspolitik (NATO-Doppelbeschluss), die die neue Regierung dann fortsetzte.

Frühzeitig setzte sich Schmidt für eine Annäherung zwischen der traditionell kirchenkritischen SPD und den traditio-

nell konservativen Kirchen ein, wie sie dann im Godesberger Parteiprogramm von 1959 zum Ausdruck kam. Seit den 1950er Jahren trat Schmidt regelmäßig in Hamburg und später in ganz Deutschland bei kirchlichen Veranstaltungen als Referent oder Gesprächspartner auf, zuletzt wohl auf dem Bremer Evangelischen Kirchentag 2009. Von 1965 bis 1970 war er auf Vorschlag des Hamburger Bischofs Hans-Otto Wölber kooptiertes Mitglied der Synode der damals noch selbständigen Hamburger Landeskirche. In den 1960er Jahren arbeitete er die »Lutherischen Monatshefte« intensiv durch, war also über die kirchlich-theologischen Diskussionen gut informiert. Mit etlichen namhaften Vertretern der evangelischen, aber auch der katholischen Kirche stand er in engem Kontakt. Das gilt nicht zuletzt für den langjährigen Bevollmächtigten des Rates der EKD bei der Bundesregierung, Hermann Kunst, an dessen Frühstückstreffen er immer wieder teilnahm. Näher befreundet war Schmidt mit dem bereits erwähnten Bischof Wölber, dem Ost-Berliner Konsistorialpräsidenten Manfred Stolpe sowie dem hannoverschen Landesbischof und EKD-Ratsvorsitzenden Eduard Lohse. Letzterer schenkte Schmidt eine revidierte Luther-Bibel, die dieser, wie er Lohse schrieb, »schon eifrig benutzt« habe [Hering, Schmidt, 280]. Schmidt schätzte auch Lohses seelsorgerischen Rat, der, so Schmidt, sogar »den Ausschlag« für seine Entscheidung gegeben habe, sich nach dem Misstrauensvotum von 1982 aus der aktiven Politik zurückzuziehen [ebd.]. Lohse bestärkte Schmidt zudem in dessen, so Lohse, »gewiß schweren Herzens getroffen[en]« Entscheidung für den NATO-Doppelbeschluss, obwohl der ja nicht nur in der SPD, sondern auch in der evangelischen Kirche zunehmend auf massive Kritik stieß [ebd., 282]. 2011 hielt Lohse im Hamburger Michel den Trauergottesdienst für die verstorbene Loki Schmidt. Die Kirchen waren für

Schmidt auch »ein wichtiges Element in der Deutschlandpolitik« [ebd., 283]: Über sie liefen viele Kontakte in die DDR. Ferner ist auf Schmidts große Liebe zur Kirchenmusik hinzuweisen. Selbst hochmusikalisch, verehrte er insbesondere Johann Sebastian Bach und spielte gerne auf Kirchenorgeln. Schon mit siebzehn Jahren komponierte er mehrstimmige Choralsätze. Als er 1981 wegen einer Herzerkrankung im Koblenzer Bundeswehrkrankenhaus behandelt wurde, ließ er sich von einem Koblenzer Pfarrer eine kleine elektronische Orgel ins Krankenzimmer bringen [Rhein-Zeitung 10.11.2015]. Auch sakrale Kunst, etwa die Werke des Bildhauers Ernst Barlach, schätzte Schmidt sehr: Bei seiner offiziellen DDR-Reise 1981 wünschte er sich ausdrücklich einen Besuch des Güstrower Doms mit Barlachs »Schwebendem Engel«. Schließlich entsprach Schmidts »eindrucksvolles Arbeitsethos« [Hering, Schmidt, 286] ganz dem reformatorischen Gedanken innerweltlicher Askese, wie ihn Max Weber herausgestellt hat – weniger gilt das wohl für Schmidts trotzig zur Schau getragene Nikotinsucht.

Wie hielt es Schmidt aber nun mit der »Gretchenfrage«: Was glaubte er? Rainer Hering, der sich wie kein anderer mit wissenschaftlicher Akribie mit dem Thema beschäftigt und unzählige Quellen dazu ausgewertet hat, diagnostizierte »bei immer schon vorhandener Distanz zu den Kirchen [...] eine [...] fortschreitende [...] Entfernung vom Christentum – auch durch die intensivere Beschäftigung mit anderen Religionen« [ebd., 273]. Schmidt habe »wenig persönlichen Bezug zum Christentum« gehabt, nicht gebetet und auch nicht mehr an den christlichen dreieinigen Gott geglaubt. Bedeutung für ihn hätten letztlich die »gesellschaftlich prägende [...] Kraft der Kirchen und [die] Normen der christlichen Ethik« gehabt [ebd., 274]. Die Verhältnisbestimmung von Kirche und Politik sei bei Schmidt »nicht

immer konsequent« bzw. »letztlich unscharf« gewesen, vielmehr habe er »in manchen Situationen, wenn ihm dies politisch nützlich erschien«, taktiert [ebd., 282]. Im Zusammenhang mit der Entführung Hanns Martin Schleyers, also auf dem Höhepunkt der Terrorismuskrise im sogenannten deutschen Herbst 1977 - eine der größten Herausforderungen der Regierung Schmidt -, hätten »keine religiös relevanten Äußerungen ermittelt werden« können [ebd., 284]. Bei allem gebotenen Respekt vor Herings Kompetenz könnte man vielleicht doch Fragezeichen zu seinen Deutungen anmerken. Schmidt hat sich selbst immer wieder ganz unbefangen und selbstverständlich als »Christ« bezeichnet, an seiner Kirchenmitgliedschaft hat er ganz bewusst bis zu seinem Lebensende festgehalten. Seine Regierungserklärung zum Problem des Terrorismus vor dem Bundestag am 20. Oktober 1977 beendete er immerhin - und dies ist wohl beispiellos - mit den Worten: »Gott helfe uns!« Wenn man sein Buch »Als Christ in der politischen Entscheidung« von 1976 liest, dann ist Schmidts Verhältnisbestimmung von Kirche und Politik durchaus nicht unklar. Ganz im Sinne der lutherischen Zwei-Regimente-Lehre sprach er sich einerseits für eine strikte Trennung der beiden Bereiche aus, verwies aber andererseits darauf, dass im Gewissen des Einzelnen - aber nur dort! - beide Bereiche zusammenkämen. Zugleich kritisierte er blinden Obrigkeitsgehorsam und mahnte unter Berufung auf die fünfte These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 die gemeinsame christliche Verantwortung der Regierenden und der Regierten für ein demokratisches Gemeinwesen an. Eindringlich warnte Schmidt immer wieder vor wechselseitigen Grenzüberschreitungen:

»Weder hat eine Kirche das Recht, im Namen ihrer Gläubigen parteipolitische Empfehlungen auszusprechen, noch kann es einer Partei erlaubt sein, im Namen ihrer Mitglieder weltanschauliche Positionen zu vertreten.« [Schmidt, Christ, 20]

Immer heftiger rieb er sich als überzeugter Verantwortungsethiker im Sinne Webers an dem zunehmenden gesinnungsethischen Rigorismus kirchlicher Kreise:

»Wenn es richtig wäre, wie manche uns glauben machen wollen, daß der Zielsetzung des Christentums nur eine einzige politische Meinung entspräche, dann hinge die Möglichkeit, Christ zu sein, davon ab, sich in der Politik nicht zu irren.« [ebd., 63]

Die zunehmende Linkspolisierung der evangelischen Kirche kritisierte er Kirchenvertretern gegenüber deutlich: »Bedeutet dies nicht zugleich die Abflachung der Authentizität oder der Autorität dessen, was Sie zu den für Sie zentralen Dingen zu sagen haben?« [ebd., 182] Bekannt geworden ist Schmidts - lutherischer Theologie entsprechendes - Diktum, dass man mit der Bergpredigt keine Politik machen könne. Hat sich Schmidt tatsächlich vom christlichen Glauben - im Protestantismus eine letztlich schwer zu fassende Größe - entfernt oder nicht doch eher von einem bestimmten dominanten politischen Kurs der Kirche? Für seine eigene Trauerfeier wünschte er sich eigentlich nur - oder besser: bemerkenswerterweise! - ein schlichtes Vaterunser - hier schließt sich der Kreis - und den Choral »Der Mond ist aufgegangen« des Hamburger Liederdichters Matthias Claudius, den Schmidt einen »begnadete[n] Naive[n]« nannte [Die Zeit 11. 11. 2015].

Literatur:

Hering, Rainer: »Aber ich brauche die Gebote ...«. Helmut Schmidt, die Kirchen und die Religion (Studien der Helmut und Loki Schmidt-Stiftung 8/9). Bremen 2012.

Hering, Rainer: Helmut Schmidt - Der Protestantismus, die Kirchen und die Religion, in: Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 2/2015, 269-287.

Schmidt, Helmut: Als Christ in der politischen Entscheidung. Gütersloh 1976.

Schmidt, Helmut: Religion in der Verantwortung. Gefährdungen des Friedens im Zeitalter der Globalisierung. Berlin 2011.